
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 184. Bromberg, den 15. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit Köters Mutter aber begab sich etwas Furchtbares. Der Grund und das Ziel ihres Lebens, der Gott ihres Daseins war ihr genommen, sie wurde im tiefsten und schrecklichsten Sinne zur Gottlosen. An die Stelle von Glauben und Hoffnung trat ein wilder Hader mit aller Welt, traten Mißtrauen, Rachsucht und Tücke. Sie saß da in ihrem Winkel wie eine Kreuzspinne im Netz; was immer aus der übrigen Welt sich in die Nähe ihres Gespinstes verirrte, schien ihr nur Beute, gesandt vom Fürsten der Unterwelt, damit sie es aussauge. Jahrelang hielt sie sich in dieser feindseligen Einsamkeit mit ihrer Tochter.

Um die Zeit, als der Bau der neuen Straße unweit ihres Anwesens vorbeigeführt wurde, pochte eines Abends ein junger Arbeiter an ihre Tür, mit der Bitte, ihm für etliche Wochen, die er beim Bau zu schaffen habe, Obdach und Kost zu gewähren. Die Spinne stellte flugs eine erschreckliche Preisforderung, die halb der Habgier, halb ihren Verwirrungen aus der Zeit des Zahlentaumels entsprang. Der Mann starrte sie sprachlos an, es dauerte eine Weile, bis er sich von seinem Entsetzen über die Laune einer Irrsinnigen erholte. Da sah er im Dämmern des Flurs hinter dem drolligen Weibchen ein stattliches rotblondes Mädchen stehen, und dieses Mädchen schüttelte stumm den Kopf, machte ihm ein Zeichen mit der Hand, damit sie das Geschwätz der Alten gleichsam wegzuwischen schien. Sie schämte sich der mütterlichen Albernheit und sie zeigte das dem Manne. In diesem Augenblick schon ward ein geheimes Einverständnis zwischen ihr und dem Fremden geschaffen, der ihr sehr wohl gefiel. Sein Anblick schon setzte ihre durch den Müllereſel vergrämten Sinne in Flammen, und sie wußte seine Beherbergung durchzusetzen.

Es war ein schlanker, feingliedriger Bursche, als arbeitsloser Zimmermann aus Franken hergewandert, schön von Gesicht, begabt zur Liebe und äußerst arbeitsam zudem. Nach Feierabend schaffte er noch auf dem Köterschen Acker und auch nachts war er nicht unmäßig faul. Erna war rasend vor Liebe, sie gab ihm, was er begehrte, zum ersten Mal in ihrem Leben gab sie ohne Besinnen . . .

Sie besann sich erst, als ihr nach etlichen Wochen klar ward, welchen Preis sie zu zahlen im Begriff stand für das Glück, sich also verschenkt zu haben. Sie offenbarte dem guten Franken, und drängte auf eine schleunige Heirat — der Franke schien es zufrieden.

Am übernächsten Tage war er verschwunden. Der Vorarbeiter beim Straßenbau wurde zu Rat gezogen, er gab an, daß der Verschwundene vom Recht der Hilfsarbeiter auf tägliche Kündigung Gebrauch gemacht habe. Weder über seinen Verbleib noch über seine Herkunft war verläßliche Auskunft zu erlangen. Erna vertraute sich ihrer Mutter an, sie sammelte geduldig auf ihrem üppigen Hinterteil den Hagel von Peitschenstielhieben und in ihrem wehen Herzen das Ungewitter der Flüche, die ihr als Rat und Trost hier erstlich gewährt wurden . . .

Nachdem Köters Marie eine Stunde lang geprügelt und geflucht und also ihr Herz hatte sprechen lassen, fügte sie sich den wiederkehrenden Geboten der Vernunft: sie versetzte der Tochter eine letzte vorläufige abschließende Backpfeife, schloß sie zu Hause ein und begab sich zu dem neuen Gastwirt Saffen Christian, bei dem, wie sie verhoffte, noch am ehesten Näheres über den Verbleib des Franken zu erkunden sein würde.

Saffen Christian stand vor einer Batterie frisch gefüllter Biergläser, er strich langsam mit dem Hornspatel den Schaum ab, als Köters Marie eintrat. Der „Heidefrieden“ war erfüllt vom lärmenden Feierabend der Straßenarbeiter, deren Blicke sich peinigend neugierig auf das Heideweiblein richteten. Alsbald, nachdem sie zum Tresen geschlichen war und ihre Augen stumm auf den biertriefenden Schnauzbart des Wirtes geheftet hatte, verebbte der laute Frohsinn im Raume, ein letzter Knobelbecher klapperte zum Auftakt für die schwere Melodie des Schweigens.

Köters Marie hatte noch nie ein Wirtshaus betreten, so wußte sie nicht, wie man sich in einem solchen Raume schicklich zu bewegen habe. Da es ihr nun über die Maßen sauer ankam, zu sagen, was ihr das Herz bedrückte, brachte sie nach einem bangen Verstummen nichts über die Lippen als eine Wiederholung des Rufes, der endlich aus einer ungeduldig gewordenen Ecke zum Tresen drang:

„Ein Bier und einen großen Schluck, Krischan!“

Sie lallte:

„Ein Bier und einen großen Schluck, Krischan!“

Krischan nickte, wies auf ein leeres Tischchen neben dem Tresen, und Köters Marie setzte sich gehorsam. Sie erhielt ein Bier und einen großen Schluck und verfuhr damit, wie sie die anderen Gäste in vorsichtigem Ausspähen hatte verfahren sehen: sie leerte den großen, geschweiften Schnapskelch in einem Zuge und spülte vor Grimm über das beißende Feuerwasser ein halbes Glas Bier hinterher. Als dann das Glas ganz leer war, wollte sie Krischan den Zweck ihres Besuches zu erklären versuchen, sie winkte ihn heran — als er aber vor ihr stand, brachte sie doch wieder nichts über die Lippen als die Worte:

„Ein Bier und einen großen Schluck, Krischan!“

Sie verfuhr mit dieser Gottesgabe wie sie zuvor getan und als sie zum dritten Male bestellte, geschah es, der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht lediglich aus Angst vor der eigenen Courage, sondern weil sie nach einem heißen Arbeitstage durstig war und weil dieses seltsame Getränk sich außer zum Löschen des Durstes auch zum Trösten der Seele, zum Klären eines trübe verworrenen Kummers und zum Schärfen des immerfort grübelnden Verstandes als ungemein geeignet erwies.

„Ach . . .“, dachte sie, „möglich, möglich . . ., daß mein toter Kerl, hätte er nur bisweilen einmal von diesen Gottesgaben gekostet, sich nicht so dämlich wie ein Zugochse abge-

schunden hätte, bloß, um zweitausend Taler zusammenzukratzen, die nun zum Teufel sind ... Hätte er nur jeden Monat drei Mark weniger zur Sparkasse geschleppt und dafür eine Flasche Kornbranntwein mit ins Haus gebracht — er wäre vielleicht zwischendurch einmal auf bessere und einträglichere Gedanken gekommen, als dem Händler die Mandel Eier mit vierzehn Stück abzuzählen oder das Pfund Butter mit vierhundertfünfzig Gramm zu liefern ... Das sind doch bei Gott keine großen Gedanken ..."

Sie selbst bekam große und freie Gedanken bei der dritten Lage. Sie winkte Krischan heran, aber nun forderte sie kein viertes Mal zu trinken, sie hütete sich auch, die anfangs beabsichtigte Frage nach dem Verbleib des Franken zu tun, die ihr so glücklich gelichtetes Hirn ihr ohnehin als aussichtslos erscheinen lassen mußte — mehr noch: als geradezu gefährlich für die Durchführung des Planes, der ihr gekommen ... Sie fragte ganz einfach, frisch und frei:

„Du Krischan, was ich nun eigentlich wollte — weißt du keinen passigen Dienst für mein Mädchen ...? Du hörst und siehst doch so viel von der Welt ...?"

„Willst du denn dein Mädchen aus dem Hause geben ...? Du hast sie doch selbst so nötig ...?"

Der Rausch hatte ihr verderbtes Herz schlau und findig gemacht:

„Ach ...", lächelte sie schämig, weißt du, Krischan, es könnte sein, daß ich mich verfreie ... Ich bin doch schließlich noch keine alte Frau, Krischan ... Wenn nun ein Mann ins Haus kommt, dann stört so ein großes Mädchen ... Sie kann arbeiten und wirtschaften, mein Mädchen, sie müßte zu Leuten, wo die Frau fehlt, wo sie den ganzen Haushalt selbständig führen kann ..."

„Ich will einmal umhorchen ...", sagte er, „komm morgen wieder."

Sie bezahlte und ging hinaus, mit sonderbar leichten Schritten und mit einem fremden Lächeln auf dem verhutzelten Antlitz.

Es dauerte nicht lange, so hatte Krischan von einem Freunde des Franken erfahren, was hier zu erfahren war ... Daß ihm der Mann dies unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute und mit dem ausdrücklichen Bemerken, er sei bislang der einzige Mitwisser jenes neuen Geheimnisses gewesen, das schien dem Kneipwirt von besonderem Nutzen für einen schnell aufsteigenden Plan: er wußte, es gab einen Bauern, der für das Grummet dringend einer Magd bedurfte ...

In der Nacht, als alle Gäste lange das Haus verlassen hatten, ging Saffen Christian noch aus. Er machte einen Besuch in der Nachbarschaft, er schlich auf einen großen Hof, der zwischen hundert alten Eichen und einem blühend verwildernden Garten verborgen lag. Der Hofhund bellte nicht, als er kam, Saffen Christian kraulte ihn freundlich im Nacken. Er huschte wie ein Schatten an der langen Däle entlang und schlüpfte durch eine kleine, unverschlossene Stalltür auf den Tennenraum, erklomm durch die offene Luke den Heuboden und turnte über ihn hinweg in eine Kornkammer, die auf den anstoßenden Flur des oberen Stockwerks mündete. Hier fand er im Dunkeln eine Tür, die unverriegelt war und hier fand er freundliche Aufnahme.

Am nächsten Nachmittag, als Köters Marie in der leeren Gaststube des „Heidefriedens" erschien, zeigte sich Krischan in der glücklichen Lage, ihr gleich einen Rat zu geben.

„Geh zu Cordes ...", sagte er, „ich habe gehört, daß Ferdinand ein Mädchen sucht und keins finden kann. Sag aber nicht, daß ich dich schicke, wir sind pampig zusammen, es ist wegen der Konkurrenz ... Willst du hingehen ...?"

„Ja, natürlich ...", sagte sie, „aber du kannst mir noch eine Lage geben, es ist so ein heißer Tag heute ..."

Es war Ostwind eingetreten, und Krischan sagte:

„Heiß ...? Ich weiß ja nicht, ich wollte eigentlich ein bißchen heizen ..."

„Na ja ... aber gegen die Kälte ist es ja auch ganz gut", sagte sie, schon ganz ohne Scham, „nimm den grünen, der weiße wärmt nicht so gut ..."

Die unterschiedliche Wirkung der grünen und der weißen Schnäpse beschäftigte sie heute fast schon ein bißchen stärker als die neue Stellung der Tochter.

Gleichwohl ging sie alsbald zu Cordes und stellte dem jungen Bauern die Tochter an. Sie log in der unverschämtesten Weise von ihrer bevorstehenden Heirat und erzählte eine nette Geschichte von ihrem Zukünftigen, aus welcher erhellte, daß er sich keinesfalls mit einer erwachsenen Stieftochter im Hause würde befreunden können.

Ferdinand kannte das Mädchen, er war zufrieden, das kräftige und fleißige Frauenzimmer in seine Dienste zu bekommen, und sie vereinbarten den nahen Tag ihres Antritts.

So war Erna in das Cordeshaus gekommen.

VI.

Im Neuen Jahr kam Besuch in das Haus des Eisernen Möller.

Der Abbauer Möller wohnte in der „Gardinenstraße", auch „Millionenviertel" genannt, einer Straße, die aus den neugebauten Siedlungsstellen der kleinen Leute bestand. Die Abbauern und Tagelöhner und Handwerker waren, da nun einmal ihr Übermut neue Häuser neben die alten Bauernhöfe gesetzt hatte, weiterhin so vermessen gewesen, einen neuzeitigen, ungewohnten Komfort einzuführen: sie hatten Gardinen und Vorhänge an ihren Fenstern anbringen lassen. Dieser herausfordernde Luxus hatte, im Verein mit dem Glanze frischgestrichener Fensterkreuze und Zäune, dem Viertel seinen stolzen Namen gegeben.

Die größeren Leute, die Bauern, scheuten sich davor, mit allzu sichtbarer Pflege ihrer Gebäude einen Besitz zur Schau zu stellen, auf dessen bedauerliche Schwächung sie eher durch vernachlässigte Ställe, verfallene Scheunen und vermorschte Zäune hinzuweisen beliebten. Der kleine Mann aber zeigte redlich, was er hatte, er machte den sichtbaren Zustand seines Anwesens zum Spiegel seines Vermögens, seiner äußeren wie inneren Ordnung.

Er duldet es nicht, daß ein Lattenpfahl baumelt, sofern er noch einen Nagel im Haus oder einen Fuhrenstamm im Schuppen hat, er läßt keine verwahrlosten Vorgärten zu, sofern er noch ein Stündchen Zeit zum Graben und Jäten und eine übrige Mark für Blumensamen hat, er kann keine abgeblätterten und geborstenen Fensterflügel ertragen, solange er noch Geld hat, Farbe und Kitt zu kaufen oder den Maler zu bezahlen, er kennt nicht das Bröckeln zwischen gelockerten Ziegelsteinen, solange sein Arm sich noch regen kann, sie mit Mörtel zu füllen ...

Weil der kleine Mann also redlich und freudig und mit nimmermüdem Fleiß das Seine pflegt und erhält, so hat die scharfe Zunge der Bauern sein Quartier zum „Millionenviertel" erhoben. Und da sitzen sie nun in ihren Palästen, die Millionäre und Gardinenbesitzer, freuen sich ihres Reichtums und haben wahrhaftig, was sie brauchen, um glücklich zu sein: Haus und Hof, Kuh und Schwein, Land und Garten, Weib und Kind, Arbeit und Lohn, Werktag und Festtag. Sie sind die Menschen der ruhenden Tiefe, ihr ganzes Leben ist innig gebunden an das kleine Stück Erde, das sie bebauen. Sie haben keine Entschlüsse zu fassen, die Erde entscheidet für sie: wieviel sie in diesem Jahre an Roggen und Kartoffeln bringt, davon hängt die Schweinemast ab und von den Gaben der Weide die milchende Kuh ... Sie haben keine großen Gewinne zu erhoffen und keine Verluste zu befürchten wie die Bauern, sie leben wie die Pflanzen, sie nähren sich, einmal besser und einmal schlechter, aber sie leben, geduldig und gelassen wie die Tiefe, daraus erst Leben und Schicksal steigen, beinahe schicksalslos leben sie .. Der Krieg hat ihrer einige für eine Zeitlang herausgerissen aus der Tiefe. Sie sind, wie die Bauern, zurückgekehrt und haben das alles vergessen wie einen fremden, für ihr Geschick recht eigentlich unzuständigen Wirbelsturm, der sich aus fernem Lande aufgemacht und sie emporgerissen hatte — nun sind sie zurückgesunken und fester verwurzelt denn je .. Einer ist in Hamburg hängen geblieben und verkauft Füllfedern und Büchsenöffner auf der Straße, einer ist in Rußland geblieben und hat schon ein eigenes Schicksal gefunden. Wie eine Sage hat er jahrelang über dem Millionenviertel geschwebt. Und dieser eine kehrt jetzt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feiglinge.

Eine Lausbubengeschichte von S. A. Nawrocki.

Aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.

„Ja, das ist ein schöner, aber sehr schwerer Beruf“, sagte der Großvater anerkennend, als Kazik ihm anvertraute, daß er einmal, aber ganz bestimmt, ein Held werden müsse.

Der Großvater sprach lang und breit darüber und sagte manches, was Kazik als richtig zugab, aber er stimmte nicht allem ohne weiteres zu. Ein Held, meinte er, dürfe allerdings einen Schwächeren nicht angreifen, aber etwas anderes sei es zum Beispiel, einen Petzer windelweich zu prügeln, auch wenn er schwächer sei, selbst wenn man dafür brummen müsse, denn zu den Pflichten eines Helden gehöre es, jede Gemeinheit zu bestrafen.

Wie gemein hatte dieser alte Maler sich verhalten, obwohl in seinem Garten so schöne Äpfel reiften! Kazik kannte ihn, denn er wohnte in derselben Straße. Er war ein großer starker Mann mit einem langen, silberweißen Bart, er lächelte Kazik immer so freundlich an, und doch . . .

Eines Tages war Herr Czaplicki, ein alter Waffenbruder aus dem Aufstand, zum Großpapa gekommen, und Kazik, der gerade im Nebenzimmer saß, hatte damals merkwürdige Dinge über Maler erfahren.

„Ich erinnere mich dieses Malers sehr gut,“ hatte Herr Czaplicki gesagt, „er fuhr von einem Gut aufs andere, trug eine flotte Czamara,*) hatte eine ganze Waffensammlung auf dem Leib und tanzte eifrig mit allen jungen Damen. Ein keckes Gesicht, ein Held, wie er im Buch steht; immer wollte er am nächsten Tage zur Truppe abreisen, aber stets hinderte ihn daran die verwünschte Grenzabsperrung. Und als man ihn schließlich in die Enge trieb, da bestach er den Kommissar, damit der ihn so lange im Loch sitzen ließ, bis die Gefahr vorüber war, das hat Zarkowski hoch und heilig beschworen, und Stec und Nagrodzki haben es bestätigt. Und jetzt erzählt der Maler allen, wie er für die nationale Sache in einem österreichischen Gefängnis gelitten habe . . .“

Als Kazik das Jurek wiedererzählte, mit dem er soeben nach Art der Rothäute Blutsbrüderschaft geschlossen hatte, rief der:

„Wie kann ein solcher Feigling noch auf der Welt sein! Wir müssen ihn bestrafen!“

Kazik ging auf Jureks Plan ohne weiteres ein. Das Gartenhaus Malers hatte vierundzwanzig Fensterscheiben, und alle gingen auf den Stadtgarten. Von der Gartenmauer war es etwa zwanzig Schritt entfernt, Kazik hatte aber nicht aus eitler Prahlerei den Namen Falkenauge angenommen. Jurek hatte freilich keine so sichere Hand, tat aber, was er konnte, daher blieb nur eine Scheibe in der Gartenlaube heil. Doch auch diese wäre nicht übriggeblieben, wenn nicht ein Drohruf Malers das Strafgericht unverhofft unterbrochen hätte, und die beiden Helden daher schleunigst kehrt gemacht hätten, ohne der etwas verspäteten Justiz Genüge geleistet zu haben.

Am nächsten Morgen trat plötzlich das ein, was Kaziks sonst so mutiges Herz beim bloßen Gedanken daran erzittern ließ. Der Großvater donnerte ihn an:

„Nach dem Essen meldest du dich bei mir.“

Kann es etwas Schöneres geben als Apfelreis? Aber Kazik schmeckte an dem Tage nichts. Er rührte den Reis gar nicht an.

„Wo hast du dich gestern nachmittag herumgetrieben?“ fragte der Großvater, als Kazik vor ihm erschien. „Denke daran, daß nur Feiglinge lügen.“

Da sagte Kazik alles. Er verriet bloß nicht, wer sein Mittäter gewesen war.

„Ich bin kein Verräter“, sagte er mit Nachdruck.

Der Großvater aber strich seinen langen Schnurrbart und sagte:

„Herr Maler schreibt, er habe zwei von euch gesehen. Er hat nur dich erkannt. Der andere geht mich nichts an. Hast du Herrn Maler bemerkt?“

„Nein, als er rief, liefen wir weg.“

„Aha, ihr bekamt Angst?“

„Ja“, flüsterte Kazik.

„Ihr bekamt Angst und lieft weg. Was ist ein Mensch, der aus Furcht wegläuft? . . . Antworte! Antworte!“

„Ein Feigling“, flüsterte Kazik noch leiser.

„Du hast Angst bekommen, du hast also kein Recht, jemand wegen Feigheit zu verurteilen,“ schloß der Großvater, trat an den Schreibtisch, nahm einen großen Briefumschlag und übergab ihn Kazik.

„Nach einer halben Stunde,“ sagte er, „hast du mir zu melden, daß du diesen Brief dem Adressaten persönlich abgegeben hast, und bringst mir seine Quittung. Wiederhole den Befehl!“

Kazik zitterte und wurde blaß, als er auf der Adresse den Namen Malers las. Er begriff, daß das die Strafe für seinen gestrigen Streich war. Eine Strafe, an die er gar nicht gedacht hatte, von allen möglichen Strafen die allerunmöglichste und empfindlichste. Schon der Vorwurf, ein Feigling zu sein, der, wie Kazik selbst einsah, nicht unbegründet war, hatte ihn sehr geschmerzt.

Den Auftrag jetzt nicht auszuführen oder auch nur zu zögern wäre eine neue Feigheit gewesen, wenn man aber zwölf Jahre alt ist, ist man doch ein Mann, darf also kein Feigling sein. Kaziks Herz hämmerte heftig, als er an Malers Tür läutete. Die alte Kathrine öffnete ihm.

„Heilige Jungfrau!“ rief sie.

„Det is jewiß von wejen die Fensterscheiben. Wat haben der junge Herr da anjerichtet! Ein Jammer, ein Jammer!“

Wie Hagel fielen diese Worte auf das sorgenschwere Haupt des Schuldigen, der, die Mütze in der Hand knüllend, nicht einmal wußte, wie und wann er vor dem Angesicht des Hausherrn stand.

„Ist der Brief für mich, mein Freund,“ sagte Maler unerwartet freundlich. Der halb besinnungslose Kazik streckte die zitternde Hand aus und überreichte den Brief.

Das war der schwerste Augenblick seines Lebens. Überall lauerte Gefahr. Die unmännlichen Tränen, die trotz heldenhafter Anstrengungen jeden Augenblick über seine Wangen fließen konnten, drohten ihn fürchterlich zu kompromittieren. Die Gefahr wurde vergrößert durch die Furcht, daß sich plötzlich irgendwo eine Tür öffnen und noch ein Zeuge seiner Demütigung hereinkommen werde. Es wäre nicht so schrecklich gewesen, mit stolz erhobenem Haupt auf Gewehrläufe zu blicken, die gegen seine eigene Brust gerichtet waren, als jetzt vor diesem alten Mann zu stehen und nicht den Mut zu haben ihn anzusehen.

„Wann wird das endlich ein Ende nehmen?“ ging es ihm immer wieder durch den Kopf, und er atmete auf, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als er schließlich Malers Stimme hörte.

„Höre mein Lieber, ihr wart zwei. Warum schickt mir dein Großvater denn das Geld für alle Scheiben?“

„Ich weiß es nicht“, flüsterte Kazik.

„Wer war der andere?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht“, wunderte sich Maler. „Aha, ich verstehe, du willst ihn nicht verraten. Nun gut. Du stellst dir dadurch kein schlechtes Zeugnis aus. Nimm diesen Brief und gib ihn deinem Großvater.“

Endlich! Wie der Sturmwind flog Kazik davon und stand keuchend wieder vor dem Großvater.

„Weißt du Junge“, sagte er, nachdem er den Brief gelesen hatte, und knitterte die Banknoten, die er dem Brief entnommen, in der Hand, „wozu das Geld bestimmt war, das du Herrn Maler gebracht hast?“

„Nein“.

„Ich hatte es für eine Uhr für dich beiseite gelegt. In diesen Tagen wollte ich sie dir kaufen. Herr Maler, hat, wie du weißt, mir die Hälfte dieser Summe zurückgeschickt. Was soll ich damit machen? Zu einer Uhr langt es nicht, ich müßte es aufbewahren und weiter sammeln.“

Jetzt erst fühlte Kazik die Maßlosigkeit des Unglücks, das er selbst angerichtet hatte. Die verwünschten Steine, durch die die Fensterscheiben der Gartenlaube zerschmettert worden waren, hatten den der Verwirklichung so nahen Traum von einer Uhr vernichtet.

„Sag doch, Junge, drängte der Großpapa, „was soll mit dem Geld von Herrn Maler geschehen?“

„Geld von Herrn Maler . . .“ — Diese Worte machten Kazik stutzig. Ja, es war nicht mehr das Geld des Großvaters, sondern wie aus Gnade von Herrn Maler geschenkt, von diesem Maler, den Kazik verurteilte. Eine Uhr besitzen, die er der Großmut dieses fremden Mannes zu verdanken hatte, er, der mit dem Brandmal der Feigheit gezeichnet war.

*) Langer polnischer Rock.

Kazik schauderte.

„Großpapa", sagte er, „vielleicht schickt man es zurück?"

„Du willst die Uhr also nicht haben?" fragte der Großpapa.

„Nein, ich will keine Uhr für Herrn Malers Geld."

„Ja, diesmal muß ich dir Recht geben", sagte der Großvater anerkennend. „Also gut. Wir wollen das Geld zu irgend einem wohltätigen Zweck der Redaktion übergeben mit der Bemerkung: Von Herrn Maler nicht entgegengenommener Betrag. Ja?"

„Ja", flüsterte Kazik und brach plötzlich ganz unmännlich in Schluchzen aus.

*

Am andern Morgen traf Kazik, als er in die Schule ging, Jurek, der sich ängstlich nach allen Seiten umsah und ihn dabei mit den Augen blinzelnd und schnaufend fragte:

„Was denkst du, hat er uns erkannt? Jedenfalls hast du niemandem was ... Oder hast du vielleicht schon geschwatzt?"

„Hab keine Angst!" erwiderte Kazik verächtlich lächelnd. „Die Scheiben sind schon bezahlt!"

„Was?" stöhnte Jurek.

„Na ja. Maler hat Großpapa geschrieben."

„Also hat er uns gesehen? Ach, du scherzst nur, um mich zu ängstigen."

„Ich denke nicht im Traume daran. Maler hat mich erkannt."

„Dich? Nur dich? Und mich hat er nicht gesehen?"

„Gesehen hat er dich, aber nicht erkannt!"

„Und du hast natürlich alles ausgeplaudert", rief Jurek weinerlich, „du, du Petzer!"

Als Kazik diese schreckliche und noch dazu ganz unverdiente Beleidigung hörte, verlor er die Selbstbeherrschung. Seine Fäuste ballten sich unwillkürlich, und die Schläge hagelten auf Jurek nieder, der aber den Kampf nicht aufnahm, sondern schmählich den Rücken wandte und die Flucht ergriff.

Kazik beugte sich über seine auf der Erde liegenden Bücher und rief zuvor dem davonlaufenden Gegner nach:

„Daß du es nur weißt, du feiger Hund, daß du das gekriegt hast für den Petzer und für meine Uhr!"

Abseits.

Von Dr. Owlglaß.

Wie zwischen Föhren stumm ein Weiher träumt,
so möcht ich wohl in sommerlichen Wochen
die steifen Knochen
lang ausgereckt der Erde und dem blauen,
lichten Gezelt des Himmels anvertrauen,
weit, weit abseits, ein Buch mit sieben Siegeln,
und schweigen nur und spiegeln . . .
wie zwischen Föhren stumm ein Weiher träumt.



Die Mailänder müssen auf „laufenden Straßen" laufen lernen.

Der italienische Ingenieur Emilio Belloni hat eine laufende Straße erfunden. Bei dieser laufenden Straße handelt es sich um ein Gegenstück zur laufenden Treppe. Eine der belebtesten Straßen Mailands ist dazu ausersehen worden, die erste laufende Straße der Welt aufzunehmen. Die Straße wird in sechs Bänder aufgeteilt, die auf Rollen nebeneinander herlaufen. Diese Bänder werden in verschiedenen Geschwindigkeiten rollen, in 10, 20 und 30 Stundenkilometern. Die Mailänder werden auf ihren laufenden Straßen natürlich erst wieder laufen lernen müssen, denn so einfach, wie es sich anhört, ist es gar nicht, wenn man Menschen plötzlich auch noch die Arbeit des Laufens abnimmt. Das erfordert eine gewisse Übung. Und also werden die Mailänder in der ersten Zeit ihrer laufenden Straße wohl in der Hauptsache auf dem 10-Kilometer-Band zu finden sein, obwohl es sicher auch einige besonders Ehrgeizige geben wird, die gleich mit 30 Stundenkilometern beginnen. Diese vermögen sich dann also gerade so schnell zu bewegen, wie ein Auto im Straßenverkehr.

Ein zärtlicher Vater.

Ein alter verdienstvoller Generalmajor auf der Schulbank, mitten unter dem jüngsten Jahrgang der Mittelschule — das ist wirklich kein alltäglicher Anblick. Und doch gibt es einen Vater, der vierzig Tage lang die Sexta besucht hat. Und zwar geschah es im fernen Tokio. Da tauchte eines Tages der graue Kopf des längst im Ruhestand befindlichen Offiziers zwischen den erstaunten Knaben auf. Der alte General erklärte dem Lehrer, sein kleiner Sohn sei an einer schweren Erkältung erkrankt. Es gehe aber nicht an, daß die Ausbildung des Kindes darunter leide. Nun wandert der Vater Tag für Tag zur Schule, nahm am Unterricht teil und leitete dann daheim die gewonnenen Erkenntnisse an den Sprößling weiter. Der vermochte denn auch dank dieser Fürsorge mit seinen gesunden Kameraden durchaus Schritt halten und marschierte mit dem ersten Tage seiner Genesung Schulter an Schulter mit ihnen. „Was wollen Sie?" sagte der alte General auf die Vorhaltungen seiner Bekannten ob dieser reichlich strengen Auffassung von seinen Vaterpflichten. „Auch meine Frau hat mich davon zurückhalten wollen, wieder die Schulbank zu drücken. Aber nun habe ich meinen ersten Sohn bereits in seiner frühesten Jugend verloren. Dieser Kleine hier ist mein einziger Erbe. Ich bin schon im Ruhestande und sonst nichts mehr nütze. Also ist meine Pflicht, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, damit dieses Kind die bestmögliche Erziehung erhält. Ich finde, alle Väter der Welt müßten so handeln wie ich." — Eine Mahnung, deren Erfolg man allerdings wohl in Zweifel ziehen darf.

*

Seltsame Vorrechte.

Eine englische sozialistische Zeitschrift, die ihrer weltanschaulichen Einstellung wegen begreiflicherweise nicht sehr viel von den vielen uralten Zöpfen des britischen Sittengesetzes hält, bringt eine lustige Zusammenstellung der merkwürdigsten Vorrechte, auf die einzelne Adelsgeschlechter Englands heute noch stolz sind. Eine schottische Grafenfamilie hat zum Beispiel heute noch das unter den ältesten männlichen Sprossen des Hauses sich vererbende Recht, in Unterhosen vor dem König zu erscheinen. Ein anderes Geschlecht besitzt das Privileg des Ehrengalgens. Sollte einmal einer dieser Adligen zum Strang verurteilt werden, so steht ihm ein Galgen zu, der dreißig Fuß hoch ist und nur zu dieser einen Hinrichtung benutzt werden darf. Ein anderes Haus erfreut sich des Vorrechtes, sich an der königlichen Tafel nicht an die Reihenfolge der Speisen zu halten, sondern sich etwa den Käse als ersten Gang und die Suppe als Nachtisch servieren zu lassen.

Königliche Salons als Laubenkolonie.

König Christian X. von Dänemark besitzt ein modernes, elegantes Königsschiff, das überall, wohin es kommt, Aufsehen erregt. Es ist noch ziemlich neu, und das alte, das den Namen „Danebrog" führte, hätte wohl auch noch genügt, wenn es sich nicht mit der Zeit als zu klein erwiesen hätte. Der „Danebrog" wurde daher vom Königshause abgestoßen und einer Werft in Kopenhagen zum Abwracken übergeben. Nun sind viele Bestandteile aber noch sehr gut erhalten, so daß es Materialverschwendung wäre, sie zum alten Eisen zu werfen. Die Werft hat daher die beiden königlichen Salons, die sich auf Deck befanden, sorgfältig herausgenommen und verkauft sie jetzt als — Laubenkoloniehäuser. Das größte, das elf mal zwölf Meter mißt, soll dreitausend Dänenkronen kosten, das kleinere tausend Kronen weniger. Ein Schrebergärtner, der in eine solche Wohnlaube zieht, kann also wirklich sagen, daß er „königlich" wohnt. Die Salons sind aus dem kostbarsten Holz gebaut, das sich hatte auftreiben lassen, und außerdem mit elektrischem Licht und einer eigenen Zentralheizungsanlage versehen. Augenblicklich bieten Interessenten um die Wette; die kleineren Deckshäuser waren bereits nach acht Tagen alle verkauft, nur die beiden oben angeführten sind noch übriggeblieben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg